«Ich entdeckte Kirche der Opfer»

KIRCHE Pater Klaus Mertes machte 2010 einen der grössten Missbrauchsfälle publik. Davon berichtet er in seinem neuen Buch. Und auch, wie ihn das persönlich verändert hat.

VERA RÜTTIMANN
kultur@luzernerzeitung.ch

Klaus Mertes vor dem Kolleg St. Blasien im Schwarzwald: «Das Ausblenden der Opfer begünstigt das Ausblenden des Missbrauchs.»
Bild Vera Rüttimann

Pater Klaus Mertes, im Januar 2010 thematisierten Sie in einem Brief an ehemalige Berliner Jesuitenschüler sexuellen Missbrauch durch zwei Patres, die als Lehrer und Seelsorger am Canisius-Kolleg tätig waren. Brauchte es für diesen Tabubruch Mut?

Klaus Mertes: Nein, denn es war glasklar, dass ich hier reagieren musste. Und ich wollte es auch. Ich wusste jedoch nicht, was es für vielfältige Folgen haben würde.

Sie schreiben: «Machtmissbrauch und sexualisierte Gewalt rütteln an den Grundfesten von Kirche und Gesellschaft.» Warum ist das so?

Mertes: Missbrauch hat stets zwei Aspekte: Das eine ist der Missbrauch des Einzeltäters, das andere ist die Institution und das soziale Umfeld, in dem diese Gewalt stattfindet. Wenn etwa sexualisierte Gewalt aufgedeckt wird, kommt viel Unangenehmes zum Vorschein: kirchliche Personalverantwortliche, die um die Dinge gewusst und Täter einfach versetzt haben. Menschen, die Symptome nicht richtig gedeutet haben. Und noch immer gibt es ein nicht genug entwickeltes Unrechtsbewusstsein.

Welche Denkmuster begünstigen innerhalb der Kirche solches Verhalten?

Mertes: Es geht um mehr als nur die Begünstigung von sexuellem Missbrauch. Es geht um Vertuschen, Verschweigen und Blindheit ihm gegenüber. Schon die Täterfixierung bei der Ausblendung der Opfer in der Reflexion des Missbrauchs begünstigt die Blindheit der Institution gegenüber dem Missbrauch.

Und strukturelle Gründe?

Mertes: Ein grosses Problem ist etwa das Verbot für schwule Kleriker, zu sagen, dass sie schwul sind. Auch die Erpressbarkeitsstrukturen, die daraus entstehen. Missbrauch bedarf immer einer Aufklärungsinstanz, die von aussen hineinschaut. Leider hat es die Kirche bis heute nicht geschafft, solche Instanzen zu schaffen, die unabhängig von den Autoritäten aufklären dürfen.

Wie helfen Ihnen Ihre Erfahrungen aus Berlin in Ihrer neuen Aufgabe als Rektor des Kollegs St. Blasien?

Mertes: Ich coache derzeit einen jungen Priester, der im Messdiener-Lager seiner Pfarrei gehört hat, dass Leiter mit Jugendlichen unsittliche Dinge taten. Schnell kam die Frage nach der Nachsorge für die Opfer auf. Das ist es, was wir aus 2010 gelernt haben: Nicht einfach nur die Täter bestrafen, sondern fragen: Wie haben die Kinder das erlebt? Wie gehen die Eltern damit um? Im deutschsprachigen Raum gibt es hier eine hohe Sensibilisierung an den kirchlichen Schulen. Inzwischen fragen sogar staatliche Heime bei uns um Rat an. Unlängst etwa zum Thema: Stimmt das Verhältnis von Nähe und Distanz, wenn Lehrer mit Schülern über Facebook befreundet sind?.

Vor drei Jahren kam die Missbrauchsdebatte ins Rollen. Doch die Kirche findet dazu weiterhin kaum Sprache.

Mertes: Die Erschütterung ist offensichtlich noch nicht gross genug. Ich bin sicher: Es werden weitere Fälle ans Licht kommen. Der Sprung aus der Sprachlosigkeit geht nicht ohne Schmerzen. Veränderung des Selbstbildes oder zugeben, dass man weggeschaut oder Dinge nicht richtig gedeutet hat: Das sind seelische Prozesse, die Zeit in Anspruch nehmen, weil auch eine reale Ohnmacht vorliegt, die stärker ist als der individuelle eigene Wille.

Hoffen Sie auf den neuen Papst?

Mertes: Er kommt aus der Erfahrung mit einer Militärdiktatur. Er weiss, wie tief Machtmissbrauch Vertrauen zerstört, bis in die intimsten Beziehungen hinein. Und wie schwer es ist, kein Komplize der Gewalt zu sein. Opfer sexualisierter Gewalt sind ja auch im biblischen Sinne arm, gehören also zur von ihm postulierten «Kirche der Armen». Das ermöglicht ihm einen theologischen Einstieg in die Begegnung mit Missbrauchsopfern.

«Der Sprung aus der Sprachlosigkeit geht nicht ohne Schmerzen.»
PATER KLAUS MERTES

Wie haben die letzten Jahre Sie persönlich verändert?

Mertes: Erst nach einem Kampf merkt man, welche Wunden man selber davongetragen hat. Es war nicht leicht, mit den Geschichten der Opfer von Missbrauch umzugehen. Zudem musste ich den eigenen Heimatverlust verkraften. Mein positives Bild von Kirche war ja tief erschüttert worden. Wie konnte ich wieder Vertrauen gewinnen in bestimmte kirchliche Personen? Die Antwort lautet heute: Es geht nicht mehr.

Wo haben Sie eine neue Heimat gefunden?

Mertes: Ich konnte mein Katholischsein nicht mehr definieren durch die Erfahrung einer glücklichen katholischen Kindheit. Ich habe mich neu auf die Suche begeben nach positiven Kirchenerfahrungen. Und ich habe die Kirche der Opfer entdeckt. Diejenige der Menschen mit Gewalterfahrungen in der Kirche. Menschen, die sich trotzdem ihre Kirchenzugehörigkeit nicht nehmen lassen und im Glauben Kraft finden. Ich habe eine unglaubliche Fülle von Zustimmung erhalten, auch auf mein Buch. Ich habe gemerkt: Ich bin ja gar nicht allein!

HINWEIS

Jesuitenpater Klaus Mertes (59) brachte als Rektor des Canisius-Kollegs Berlin den Missbrauchsskandal ins Rollen. Seit 2011 ist der Autor mehrerer Bücher und Chefredaktor der Zeitschrift «Jesuiten» Rektor des Kollegs St. Blasien, Schwarzwald.

Sein neues Buch: «Verlorenes Vertrauen. Katholisch sein in der Krise.» Herder, 242 Seiten, Fr. 29.90.

Gute Fahrt

Erika Trüssel über wirklich wesentliche Dinge im Leben

Im Buch «Wie ein Fisch im Wasser» erzählt der indische Jesuitenpater Anthony de Mello folgendes Gleichnis: Eine Gruppe Touristen fuhr in einem Bus durch eine wunderschöne Gegend mit Seen, Bergen, Wiesen und Bächen. Während ihrer ganzen Fahrt machten die Touristen nichts

MEIN THEMA

anderes, als sich darüber zu zanken, wer vorn auf dem Ehrenplatz sitzen dürfe, wer es verdient hätte, wem dies zustünde. Und so ging es fort, bis die Reise zu Ende war.

Die Sommer- und damit die Reisezeit ist vorbei. Doch die Reise unsres Lebens geht weiter, und da verhalten wir uns oft wie diese Touristen im Bus. Wir beschäftigen uns mit unwichtigen Sachen, setzen Zeit, Geld und Kraft ein für Unwesentliches, streben nach Anerkennung, Lob, Ehre oder Macht, buhlen um die Gunst von Mitmenschen und vieles andere mehr. Dabei geht das Leben vorbei, wesentliche Dinge wie zum Beispiel Liebe, Treue, Freundschaft, Vertrautheit oder Wunder der Natur werden verpasst.

Die Tage, die wir nun erleben, zeigen uns an: Der Herbst zieht langsam ins Land.

Die Früchte an den Bäumen und Weinstöcken reifen heran, die Getreideernte wird eingefahren, es ist kälter, weniger lang hell, die Blätter der Bäume verfärben sich, die Natur bereitet sich auf den Winter vor.

Diese Jahreszeit kann uns helfen, unsere Lebensfahrt bewusster zu erleben, alle unsere Sinne sind angesprochen, und dem Rhythmus der Natur folgend sind wir eingeladen, ruhiger, innerlicher zu werden, über den Sinn des eigenen Lebens und die Fahrtrichtung nachzudenken, nach dem Wesentlichen des Lebens zu suchen.

Erika Trüssel, Theologin, Wolhusen

NACHRICHTEN

Alte Pläne für neues Bistum

ZÜRICH sda. Im Kanton Zürich leben Pläne für ein eigenes Bistum wieder auf. Der Synodalrat hat der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) und dem Churer Bischof ein Gesuch um Schaffung eines Bistums Zürich eingereicht. Bischof Vitus Huonder will die Angelegenheit mit dem Bischofsrat besprechen und dann auf die Zürcher zugehen. Der Kanton Zürich ist formell nicht Teil des Bistums Chur – er ist nur Administrationsgebiet. Der Wunsch nach einem eigenen Bistum kommt seit vielen Jahren immer wieder hoch.

Gaudis Kirche wird vollendet

BARCELONA sda. Der 1882 begonnene Bau der weltberühmten Kirche Sagrada Familia in Barcelona, das Lebenswerk des Architekten Antonio Gaudí (1852–1926), soll im Jahr 2026 endlich vollendet werden. Der Bau der Basilika, Weltkulturerbe seit 2005, ist erst zu 65 Prozent abgeschlossen.

Zivilcourage gegen das schlechte Gewissen

KONFLIKTE Beherzt eingreifen, wenns brenzlig wird: Davor haben viele Angst. Sie schauen lieber weg, als einzugreifen.

Wer kennt sie nicht, diese Momente, in denen plötzlich ein Mensch bedroht, beschimpft oder verunglimpft wird und sich nicht wehren kann. Man steht da und weiss, dass man jetzt helfen müsste, irgendwie. Und spürt, wie einen Gefühle von Angst und Panik beschleichen. Eingreifen oder nicht wird zum moralischen Dilemma. Tatsache ist wohl, dass Menschen in den meisten Fällen wegschauen, weitergehen – um im Nachhinein mit dem schlechten Gewissen zu kämpfen und sich mit Fragen wie «hätte ich doch eingreifen sollen?» oder «bin ich feige?» herumquälen.

Andere direkt ansprechen

«Es geht darum, dem Opfer zu helfen, sich aber selbst dabei nicht in Gefahr zu bringen», sagt dazu die Psychologin und Zivilcourage-Trainerin Chantal Roth. Dem Opfer sei mit heroischem Eingreifen meist auch nicht geholfen. Allerdings soll man auch nicht einfach wegschauen und weitergehen. Chantal Roth rät, in sicherer Distanz zu bleiben und generell zu versuchen, Öffentlichkeit herzustellen. Wichtig ist dabei, dass man gezielt einzelne Personen anspricht. Denn: Je mehr Leute bei einer Strassensituation zuschauen, desto weniger fühlt sich der Einzelne verantwortlich. Zudem sollte umgehend die Polizei gerufen werden. «Auch das ist Zivilcourage, man hat etwas getan und gehandelt», sagt Chantal Roth.

Stufen der Eskalation

In den Kursen, welche die Psychologin erteilt, lernen die Teilnehmer zuerst, dass es nicht nur in den klassischen Strassensituationen Zivilcourage braucht. «Es gibt auch im Kleinen Situationen, in denen man Mut braucht, sich einzubringen», so Roth. Dabei werden drei typische Situationen unterschieden. Neben der bereits beschriebenen dritten Stufe mit dem maximalen Eskalationsgrad wie zum Beispiel einer Schlägerei auf der Strasse gibt es als Erstes die sogenannte Parole: diskriminierende Äusserungen über eine Person, die abwesend ist, Stammtischparolen gegen eine Minderheitengruppe, Beschimpfungen usw. «Bereits da kann Zivilcourage vonnöten sein», sagt Roth. Und schon auf dieser verbalen Ebene braucht es je nachdem Mut und Überwindung, um einzugreifen.

«Man kann trainieren, mutiger zu werden.»
CHANTAL ROTH, PSYCHOLOGIN

Meinung äussern

Die zweite Situation ist die Pöbelei. Die betroffene Person ist anwesend und wird von anderen direkt beschimpft. «Meistens geschieht dies, wenn bereits in der ersten Situation niemand eingegriffen hat und man die aggressiven Äusserungen unkommentiert liess», so Roth. Wenn man nichts sagt, wird das als Zustimmung gewertet, also fühlen sich die, die gegen einen anderen wettern, in ihrem Tun bestärkt – und gehen einen Schritt weiter. «Auch mit Schweigen äussert man eine Meinung», sagt die Psychologin. Sie ermuntert darum in den Kursen dazu, dass jeder seine Meinung äussert und lernt, zu den eigenen Empfindungen zu stehen und Stellung zu beziehen.

Immer, wenn jemand Zivilcourage zeigt, geht er ein gewisses Risiko ein, darin unterscheidet sie sich auch von einer normalen Hilfeleistung. «Man muss immer damit rechnen, dass man sich blamiert», sagt Chantal Roth. Es kann sogar sein, dass man selber zur Zielscheibe wird und angegriffen wird.

Sachlich bleiben

Zivilcourage erfordert Mut. Diesen kann man zwar nicht explizit in den Kursen lernen – aber wenn man sich bewusst ist, dass Gegenwehr kommen kann, wird es einfacher, damit umzugehen. Je genauer man sich mental auf eine Situation vorbereitet und die möglichen Szenarien durchspielt, desto besser kann man die eigenen Emotionen steuern. Zudem ist es wichtig, Ruhe zu bewahren und sachlich zu bleiben. So kann ein Stück weit die Angst vor solchen Momenten genommen werden. Denn genau sie – die Angst – ist das, was lähmt und Menschen dazu bringt, einfach nur zuzuschauen. Ihr Fazit: «Zivilcourage ist lernbar, man kann trainieren, mutiger zu werden.»

Das Zuschauen, Wegschauen, Weitergehen – ein Phänomen, das in einer zunehmend urbanen und anonymisierten Gesellschaft weit verbreitet ist. Hat da Zivilcourage überhaupt noch eine Chance? Ja, meint Chantal Roth und weist darauf hin, dass der Begriff Zivilcourage in den letzten Jahren vermehrt an Bedeutung gewonnen habe. «Das Heldenhafte kann auch Schule machen.»

ROBERT BOSSART